

Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens
Herausgeber: [s.n.]
Band: 21 (1979)

Artikel: Churer Stadtleben vor mehr als 100 Jahren
Autor: Metz, Christian
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-550560>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Churer Stadtleben vor mehr als 100 Jahren

Gesammelt und ausgewählt von Christian Metz

Wachtdienst

Es herrscht hier noch unter andern öffentlichen Lasten der so beschwerliche Wachtdienst untertags an Ecken, Straßen und Brücken. Derselbe beschäftigt täglich wenigstens 100 Menschen, an Sonntagen noch viel mehr. Die Betreffenden glauben nun, da die Steuern ohnedies so hoch zu stehen kommen, daß es billiger wäre, wenn man diese Pflicht nur auf Tagelöhner beschränkte, dagegen die Honorationen von obrigkeitwegen ihrer stundenlangen Straßen-, Ecken- und Brückensteherpflicht enthöbe oder dieselbe wenigstens auf nur eine halbe Stunde abends beschränkte, sie aber sonst ihren Geschäften obliegen ließe. Am Sonntag soll jedoch die Besetzung der Wachtposten am obern Tor, auf der Brücke und vor dem Steinbock wie von jeher obligat bleiben, indem die bei diesem Anlasse vorkommenden akademischen Reden sehr viel zur Bildung des Volkes beitragen.

(«Bündner Tagblatt» 16. 10. 1856)

Gastgewerbe unter Beschuß

Wenn man in Chur mit der Bahn ankommt, so ist es — namentlich abends — sehr überraschend, wie gewisse Wirte, trotz dem eidgenössischen Werbeverbot, doch ihre Werbeagenten absenden, um, wenn auch nicht Soldaten, so doch Gäste unter den Ankömmlingen zu werben. Sie tun dies manchmal mit solchem Ungestüm, daß ihrer oft zwei an einem Fremden herumzerren und einem fast vor

Begierde die Rockschoße verreißen, so daß, wenn man die friedliebenden Bergbewohner nicht schon kennen würde, man glaubte, sich in eine Weltstadt unter eine Bande Beutelschneider versetzt zu sehen, denn es ist doch etwas unheimlich, nachts so belagert und von Unbekannten Schritt vor Schritt verfolgt zu sein. Das ist ein Unfug, der Rüge verdient.

(«Der liberale Alpenbote» 29. 10. 1859)

Stadtbeleuchtung

Aus allen Schweizerstädten hört man von Fortschritten in der Beleuchtung. Auch Zürich soll nun Gasbeleuchtung erhalten: Solothurn, Luzern u. a. m. wollen nicht zurückbleiben. Sie könnten sich aber an uns dahinten ein Beispiel nehmen. Gas, Camphin etc. sind alles mehr oder weniger übelriechende und dazu kostspielige Substanzen. In Chur benutzt man zur Beleuchtung der Straßen und öffentlichen Plätze schon lange mit Vorteil das «Reichenbach'sche Od». Die Lampen, die hoch am Himmel hangen, füllen und reinigen sich von selbst.

(«Der liberale Alpenbote» 12. 2. 1856)

Parkieren

Vor Zeiten bestand wegen der mangelhaften Beleuchtung unserer Straßen die polizeiliche Verordnung, daß ungeladene Wagen abends in den Straßen oder auf den Plätzen bei Strafe der Wegführung derselben durch die

Polizei und nachheriger Auslösung durch den Eigentümer gar nicht, beladene aber nur dann herumstehen gelassen werden durften, wenn ihre Deichsel aufgestützt oder mit einer leuchtenden Laterne behängt war. Und dieser Verordnung wurde von der Polizei gehöriger Nachdruck gegeben, selbst der Hr. Stadthauptmann führte eigenhändig viele solcher polizeiwidrig herumgestellte Wagen ab, und deren Auslösung war keine Kleinigkeit.

Seitdem sind die Zeiten freilich etwas vorgerückt, unsere Straßenbeleuchtung ist aber fortwährend die gleiche geblieben, die Unordnung hinsichtlich Herumstehenlassens der Wagen immer ärger geworden, ja bereits ins Aschgraue gegangen. Was ist nun zu machen? Zum Glück hat das Vorrücken der Zeit jene Polizeiverordnung noch nicht abrogiert, vielmehr die Zahl der Polizeimannschaft höher gestellt. Es erübrigt sich also nur, der betreffenden Polizeiordnung strenge Nachachtung zu verschaffen und die Polizeimannschaft anzuhalten, abends wohl auf diesfällige Polizeiwidrigkeiten zu achten und dieselben unnachsichtlich nach dem Gesetz zu behandeln. — Der Tit. Chef der Straßenpolizei möge diese Anregung nicht übergehen, denn die Klage über die Gefährlichkeit unserer Straßen-Passage während des Abends oder der Nachtzeit wird immer allgemeiner und immer lauter, und zwar mit Recht.

(«Bündner Zeitung» 19. 11. 1858)

Kinder auf der Straße gefährdet

Der Mahnung, daß doch von der Polizei aus gegen das Herumschwärmen junger Kinder auf den vielbefahrenen Straßen der Stadt — ohne Aufsicht und Bewachung — Vorkehrung getroffen werden möchte, müssen wir vollkommen Beifall zollen. Man könnte aus nicht so langer Zeit her wohl mehr als ein halbes Dutzend Fälle aufzählen — am 6. 4. verunglückte im Welschdörfli ein Mädchen tödlich, indem es von einem Fuhrwerk überfahren wurde —, wo solche sich selbst überlassene Kinder von Nachbarn und Vorübergehenden aus der Gefahr, unter Pferde

oder Wagen zu geraten, gerettet wurden. Die meisten Unfälle kamen im Welschdörfli vor. Bei diesem Anlasse möchten wir jedoch einen andern Unfug rügen, nämlich das Schlitteln im Winter auf der alten Roß-Straße. Man weiß ja, wie viele Unglücksfälle von mehr oder minderem Belang es dabei schon gegeben hat. Dennoch wiederholt sich dieser Mißbrauch alle Jahre, trotz Verboten und momentanem Wachestehen von Polizisten. Sollte es denn gar nicht möglich sein, diesen Verboten ernstliche Nachachtung zu verschaffen, und zwar im Einverständnis mit den Lehrern und Vorstehern der Schuljugend u.s.w.? Wenn das wirklich unmöglich ist, so erspare man sich lieber die Verbote und nutzlosen Anstrengungen dagegen und erlaube oder gebiete vielmehr den jungen Leuten, alle Tage dort zu schleifen und zu schlitteln, vielleicht daß ein solches Gebot dann gerade die Wirkung hätte, welche man bisher durch Verbote nicht zu erzwecken vermochte.

(«Die Rheinquellen» 9. 4. 1859)

Stadtgeist

Hier soll der Ortskobold wieder spuken. Wie es heißt, so poltert derselbe seit einiger Zeit nächtlicherweile in den Straßen der Stadt und vor derselben herum: er gefalle sich in allerlei gymnastischen Übungen, im Wagemwerfen, Zäune demolieren und andern Schnickschnack. Auch soll er letzthin in eine Herde Hühner gefahren sein und einer zahlreichen Brut derselben die Hälse umgedreht haben. Gegen ihn nütze keine auch noch so wachsame Polizei, denn entweder führe er sie nach Koboldenart in der Irre umher, oder er beschere sie, wie andere sagen, momentan mit dem schwarzen Star, so daß sie die eigne Hand vor den Augen nicht mehr sehen können. — Sehr verschieden ist die Deutung, die man dieser Spukgeschichte gibt. Nach einigen soll's daraufhin Krieg, nach andern einen Credit Mobilier in Chur, nach dritten ein gutes Wein- und Türkenjahr geben. (Türggen-Mais)

(«Die Rheinquellen» 22. 7. 1856)

Vandalismus in Chur

Es ist eine höchst traurige Erfahrung, die man hier in Chur machen muß, daß es noch immer Leute gibt, welche die der Öffentlichkeit überlassenen Gebäude nicht ungestört und unverletzt bestehen lassen können. Zu den Gebäulichkeiten, die vorzugsweise die Zerstörungswut gewisser Menschen reizen, gehört vor allem der Turnschof! Es ist dies kein Privat- und auch kein städtisches Gebäude, sondern ein kantonales, aber nach seiner Behandlung von gewisser Seite möchte man es als heimatlos betrachten, — wo jeder mehr oder minder daran schädigen dürfe, ohne etwas Unrechtes zu tun. — Nachdem man mit aller Mühe und Vorsicht gesucht hat, das Einsteigen ins Gebäude zu verhindern, ist es wieder gelungen, die eisernen Stangen zu verbiegen, die Türe aufzuschlagen, ja sogar die hölzerne Wand zu durchbrechen. Es ist dies ein trauriges Zeichen für den Kulturzustand der Hauptstadt, und noch auffallender ist es, daß die so fein spürende Polizei, die überall, wo ein armseliges Fränkchen zu erhaschen ist, ihre Nase zuvorderst hat, diesem Unfuge, der den Kanton jährlich 60 bis 70 Franken kostet, nicht steuern kann. — Wir haben letzthin an einem Orte, ausser unserem Kanton, an offener Landstraße, ein Pomeranzenbäumchen mit fast reifen Früchten gesehen, die in der Dunkelheit der Nacht ganz leicht hätten weggepflückt werden können. Wir zweifeln sehr daran, daß ein solches Bäumchen in Chur unangetastet geblieben wäre. («Die Rheinquellen» 11. 8. 1860)

Freude am Lärm

Bei diesem Anlaß kann der «Alpenbote» nicht unterlassen, den schon einmal ausgesprochenen Tadel über die Explodierlust der hiesigen Stadtschützen-Gesellschaft zu wiederholen. Diese machte vorgestern, begünstigt vom herrlichsten Wetter, ihren Ausflug auf den Mittenberg. Das wichtige Ereignis mußte schon um 4 Uhr morgens der Einwohnerschaft durch eine Anzahl Mörserschüsse kundgetan werden. Eine Stunde später Trompeten- und Posaunenschall, der dann um 6 Uhr ein

winziges Häufchen von 28 Schützen (teilweise auch Nichtschützen) zum Tor hinaus begleitete. Wenn es überhaupt notwendig ist, die Schützen aufzuwecken, so sind die Trompetenstöße gewiß hinreichend, die Mörser-Explosionen dagegen überflüssig und rücksichtslos. In diesem Sinne sprechen sich selbst wohlmeinende Schützenfreunde aus, die am Abend gerne das muntere Korps einziehen sehen und an ihren Äußerungen der Freude Gefallen finden. Auch das Explodieren läßt man sich am Abend gefallen, nicht aber am frühen Morgen.

(«Der liberale Alpenbote» 15. 6. 1858)

Armensuppe

In Chur wollen die Frauenzimmer wieder die Verteilung von Armensuppe vor sich gehen lassen. Lobenswert! Und gewiß ein ebenso christliches und noch zweckmäßigeres Werk als Strümpfe für die Indianer zu stricken, die dann mit dem Kopf hinein schlüpfen und blinde Kuh damit spielen.

(«Der freie Rhätier» 15. 6. 1854)

Kartoffelkrieg in Chur

Heute würden wir beinahe einen großartigen Kartoffelkrawall auf unserem bescheidenen Gemüsemarkt erlebt haben, wenn nicht zu rechter Zeit eine Minervia Olympika sich zwischen die hohe Polizei und die Streitenden geworfen und mit kurzen Worten den bündigsten Frieden gestiftet hätte. Einige Glarner erhandelten die auf dem Markte bereits erschienenen Kartoffeln, um sie in Salzlörchen zu verpacken und abwärts nach Hause zu führen, wie einige sagen für Branntweinbrennereien, nach andern zum eigenen Gebrauche, weil in Glarus die Kartoffeln dies Jahr mißraten seien. Die Kleinkäufer und, wie man sagt, besonders einige Frauen, darüber erbost, riefen die Hülfe der Polizei an, und diese legte mit Bezugnahme auf ein altes Stadtgesetz, welches bis zu einer gewissen Tageszeit den Verkauf von Lebensmitteln verbietet, ihr Veto gegen den vollzogenen Kaufakt ein. Während darüber gestritten und erwogen wurde, trat

Hr. A . . . auf, kaufte den Glarner Kartoffelmännern ihren erhaltenen Vorrat mit einer Zulage für sie wieder ab und überließ die Kartoffeln geschenkwiese der hiesigen Armenanstalt und machte so dem ganzen Krawall ein unerwartetes, aber nobles Ende.

(«Die Rheinquellen» 25. 8. 1856)

Die Maschinen kommen

Hier tönt infolge der eingeführten Dreschmaschinen nur selten mehr der ohrenerquickende Flegel, und viele freuen sich der eingetretenen Stille. Wie stille wird es aber einst werden, wenn statt Pflug, Sense, Sichel, Flegel usw. nur eine Pflug-, Mäh-, Dresch- und andere Maschinen zu sehen sind? Wenn überall nur Maschinen, wenn selbst die Menschen ganz und gar Maschinen geworden?

Sehenswert und auch wert, daß man sich ihrer häufig bedient, ist die durch Wasserkraft getriebene Dreschmaschine des Herrn Baumeister Hatz bei Salvatoren.

Sie hat nun vom Morgen früh bis spät in den Abend vollauf zu arbeiten. Mit wenigen Ausnahmen führt ihr alles das Korn zu, und mit ihren Leistungen sind die Güterbesitzer zufrieden. Nur wer Stroh zum Binden braucht, wird gut tun, etwas Korn mit dem Flegel zu dreschen, weil das Stroh, das durch die Maschine ging, zum Binden nichts taugt. Was aber die Reinheit, Schnelligkeit und Wohlfeilheit der Drescherei durch die Maschine betrifft, so läßt dieselbe wenig mehr zu wünschen übrig, und zu Streue eignet sich auch das Stroh derselben vorzüglich.

(«Bündner Tagblatt» 28. 7. 1856)

Teuerung

Viel und oft wurde in den hiesigen Zeitungen geklagt und gejammert, daß die notwendigsten Lebensmittel, als Milch, Brod, Mehl und Fleisch zu teuer verkauft werden, weshalb man auf Mittel Bedacht nehmen sollte, wenigstens Milch aus der Nachbarschaft zu beziehen, Brod und Fleisch aber einer obrigkeitlichen Taxe unterwerfen. Wir lassen da-

hingestellt, mit welchem Erfolg und mit welchem Recht eine Abschätzung gerechtfertigt erscheint, ohne den Metzgern und Bäckern dagegen das Privilegium des Alleinverkaufs zu sichern. Ein solcher Beschluß würde stracks der eidg. Gewerbeordnung entgegenlaufen, wovon sich der löbl. Stadtrat hüten wird. Somit wird es in dieser Beziehung beim alten bleiben.

Was die Fleischpreise betrifft, sind die Beschwerden in den Zeitungen nicht billig, indem unsere Metzger beinahe immer die St. Galler und Zürcher Fleischpreise einhalten. Gegenteils, sehr zufrieden darf man mit der Ware und dem Preis sein, indem unsere Metzger die beste Ware aus jenen Gegenden, verbunden mit wesentlichen Transportkosten, beziehen müssen und im Sommer, in ungünstiger Jahreszeit für diesen Beruf, sich wirklich ausschließlich von dort her, oft mit Verlust, behelfen. Um einen Schritt weiter zu kommen und gesundes, gutes Kalbfleisch zu haben, würden wir die vom Volk schon seit Jahren gewünschte Ansicht untersperren und dem Stadtrate zumuten, den Beschluß zu fassen, daß keine Kälber unter 3 Wochen alt geschlachtet, verkauft und gekauft werden dürfen, und daß im Übertretungsfalle nicht nur das Fleisch der Polizei verfallen bleibe, sondern noch eine Strafe den Zuwiderhandelnden treffe. Ein solcher Beschluß dürfte auch in sanitärischer Beziehung gebilligt werden, wobei sich auch die allein in ihrem Berufe privilegierten vier Apotheker mitfreuen könnten.

Aus der Herrschaft langt jetzt alle Tage morgens 7 Uhr ein Fuhrwerk mit Milch an, die Maß zu 20 Rp. — Es ist auffallend, daß die Churwaldner, deren Straße so geeignet hiezu wäre, sich nicht auch zu dieser Spekulation entschließen können.

Bei solchem Anlasse möchte der Tit. Stadtrat, um dem Milchbetrug, nicht dem Preis Schranken zu setzen, den fernern wohltätigen Beschluß fassen, es sei den Polizeidienern eine Milchwaage mit dem Auftrag zu übergeben, daß sie von Zeit zu Zeit die Milchträger abstellen und ausruhen lassen und während dieser Zeit nach Vorschrift mit der Milch-

waage verfahren und die zu leichtbefundene Milch nach vorangegangener Anzeige an das Tit. Polizeiamt zu ihren eigenen Gunsten zuhanden nehmen.

(«Bündner Zeitung» 28. 1. 1858)

Volk Gottes

In der löbl. Hauptstadt rumort es gewaltig unter dem Volke Gottes. Eine Revolution ist im Anzuge, die allem Bestehenden den Untergang geschworen. Vorerst scheint sich aber diese Zerstörungswut nur die alten Kirchenstühle zum Ziel erkoren zu haben, doch soll, wie die feinen Diplomaten herausgemaikäfert haben, die Absicht der Unzufriedenen noch weiter gehen, denn es ist heutzutage alles möglich! Einen solchen Kirchenstuhl besitzen nämlich einzelne Familien, die für dieses Privilegium bei der Errichtung der neuen gleichmäßigen Kirchenstühle Fr. 17.— zu bezahlen haben. Nun wollen einige Bürger dieses Privilegium stürzen und keine Familien- oder privilegierten Stühle mehr bestehen lassen. Dagegen behaupten die andern glücklichen Besitzer ihr wohlerworbenes Recht und halten auf den eigenen Platz in der Kirche fast so viel als auf einen sichern Platz im Himmel. Andere wundern sich über den ungeheuren Eifer, einen gesicherten Platz in der Kirche zu haben, indem sie nicht begreifen können, wer denn überhaupt den Platz versperre. — Die Stillen im Lande aber hoffen, es werde die klassische Ruhe von Chur bald wieder hergestellt sein!

(«Bündner Tagblatt» 3. 10. 1855)

Organist auf Abwegen

Es ist schon lange eine bedauerliche Tatsache, daß weder der alte St. Martin noch seine Schwester, die heilige Regula, sich eines ordentlichen Kirchengesanges erfreuen, während die reformierte Gemeinde Chur hinreichende Kräfte zu einem solchen besitzt, welche freilich nicht so leicht in erforderliche Bewegung zu setzen sind. Abgesehen hievon, dürfte doch erwartet werden, daß das bißchen

Gesang, welches namentlich in der untern Kirche sich noch bemerkbar macht, durch unseliges Orgeln nicht verdorben würde. Gerade unter so mißlichen Gesangsumständen läge es um so mehr in der Pflicht des Orgelschlägers, durch ein feierliches, dem nachfolgenden Text angepaßtes Präludium die Zuhörer in diejenige Stimmung zu versetzen, welche einer andächtigen Gottesverehrung würdig ist. Was tut aber der alte Orgelspieler zu St. Regula? Er präludiert in choralfeindlichen Trillern und Hopsern und versetzt hierdurch leichte Gemüter an einen ganz andern Ort als die Kirche ist, während ernstere verletzt, alle Zuhörer aber gestört werden. Unser Alter bewirkt demnach richtig das Gegenteil von dem, wozu er berufen ist. Wir kennen den fraglichen Organisten als einen sehr vollkommenen Christen, sind daher überzeugt, daß er es gut meint und bloß in dieser Sache etwas schiefe Ansichten zu haben scheint, daher wir uns erlauben, ihm selbige, wenn möglich, des gänzlichen zu rauben.

Mehrere Freunde anständiger Kirchenmusik.

(«Bündner Tagblatt» 19. 1. 1853)

Fastnacht

Einen Genuß bot der heutige Tag dem neugierigen Publikum in einem maskierten Fastnachtszuge von etwa 40—50 Handwerksburschen. Der Zug sollte eine Frankfurter Messe vorstellen. Der ungemeine Volkszulauf und die dichtgedrängte Besetzung aller Fenster am Kornplatz, wo der Hauptakt gespielt wurde, beweisen, daß man in unserer Kapitale bis anher wenig vom Fastnachtsleben gekostet hat.

(«Bündner Tagblatt» 24. 2. 1852)

Auch Chur hat in diesem Carneval die Narrenkappe tiefer als gewöhnlich über die Ohren gezogen. Verschiedene Maskenzüge und Narrenvorstellungen zogen die Aufmerksamkeit des schaulustigen Publikums auf sich. Unter allen Schweizerstädten zeichnet sich Basel durch überschwengliche und oft sehr kostspielige Narrenstücke aus, denen seine Einwohnerschaft sich einen Tag im Jahr hin-

gibt, um durch den Kontrast noch deutlicher zu verstehen zu geben, wie voll Weisheit und Verstand sie die übrigen 364 Tage sei. Solche närrische Augenblicke sind übrigens ein Bedürfnis im Leben. Einmal im Jahr will der Mensch dem langweiligen Alltagsernst ins Gesicht lachen.

(«Der liberale Alpenbote» 12. 2. 1856)

Marktleben

Mit nächstem Dienstag beginnt der hiesige Andreasmarkt. Wunderbare fremde Gesichter aller Sorten fahren bereits zu den Toren herein: Barentreiber, Kamele, Tartaren aus Süd und Norden, junge Harfnerinnen mit verklungenem Herzen und Harfen, Musikbanden mit ohrenzerreißenden Klarinetten und Trompeten, Rheumatismusketten und Augenbrillen für junge, gesunde Lallen. — Auch las rosas d'Engadin a las gilgas da las valls da Pompalons wandeln in Gestalt wohlgenährter Vierfüßler zahlreich nach der alten Curia Rhaetorum. Die Marktbuden füllen deshalb die öffentlichen Räume, und etwelche Gauner sollen bereits im Vertrauen auf die nächtliche tageshelle Straßenbeleuchtung erbauliche Spekulationen organisiert haben, was hiemit zum Wohl und Frommen aller lichtfreundlichen Seelen unmaßgeblich bemerkt wird.

(«Bündner Tagblatt» 9. 12. 1854)

Preisüberwachung gewünscht

Unser Jahrmarkt entspricht bis jetzt den gehegten Erwartungen nicht. Selbst heute, am zweitletzten Tage desselben, findet nirgends ein bedeutender Verkauf statt. Wahrscheinlich wird man morgen, samstags, ein etwas größeres Gedränge finden, ob dann auch viele Käufer, ist noch sehr zu bezweifeln. Auf dem Obstmarkte geht es auch gar nicht lebhaft zu, daran schulden die hohen Preise, die dort gefordert werden. Es ist, als ob diese Dürrobst-Verkäufer auf einmal Millionäre werden wollten, so schrauben sie die erstern hinauf, ohne alle Rücksicht auf den gesegneten Jahrgang, der ihnen Früchte aller Art so reichlich ge-

spendet hat. Es gibt überall ein Maß, und so auch hierin, und wenn die Begehrlichkeit der Leute, ihre Mitmenschen bei Gelegenheit auszupumpen, so groß ist, so sollte es auch eine Marktpolizei geben, die wenigstens den Verkauf der Lebensmittel überwacht und ein solches Normalmaß in den Preisen derselben festzustellen vermöchte. Allein da bleibt noch vieles zu wünschen übrig!

(«Die Rheinquellen» 19. 12. 1857)

Maimarkt

Die Ständerversammlung des Maimarktes ist nun wieder einmal vorüber. Das ewige Getöse, Gepfeife und Gedudel, das einen fast verrückt machte, hat aufgehört, und die privilegierte Bettelei mit Affen, Schildkröten und Meerschweinchen beutet das Publikum nicht mehr aus. — Geschäfte wurden im ganzen nicht bedeutende gemacht, wie denn überhaupt der ganze Marktverkehr gegenüber früher bedeutend nachgelassen hat. In Hinsicht auf diesen Umstand und den oben berührten Übelständen mag der Gedanke gewiß begründet sein, die Marktzeit auf nur vier Tage zu beschränken.

(«Die Rheinquellen» 23. 5. 1860)

Eierwerfen an Ostern

Seit längerer Zeit hatte man keine so schöne und so grüne Ostern mehr wie in diesem Jahr. Daher fand sich auch am Ostermontag die hiesige Einwohnerschaft, jung und alt, zahlreich auf der untern Quaderwiese ein, wo nach althergebrachter Sitte und Übung von den jungen Metzger-, Müller- und Bäcker- gesellen das «Eierwerfen» aufgeführt wurde. Mit lautem Spiel zogen sie in ihrem österlichen Kostüm auf den Kampfplatz. Der Kampf besteht darin: es werden hundert und ein Ei der Reihe nach auf den Rasen gelegt, jedes eine Elle vom andern entfernt. An dem einen Ende der Reihe steht einer mit einer Wanne, und ein anderer von den Müllern und Bäckern hat nun alle diese Eier in die Wanne zu werfen. Der

Werfer kann werfen von wo aus er will, aber für jedes Ei, daß er fehlerhaft, das heißt, nicht mit der Wanne aufgefangen wird, wird ihm ein anderes hingelegt. Unterdessen läuft ein Metzger vom Kampfplatz weg nach dem eine starke halbe Stunde entfernten Haldenstein, muß dort im «Rathause» einen Schoppen Wein trinken und einen Brief in Empfang nehmen mit der Bescheinigung, daß er dort war, läuft dann zurück, und kommt er wieder auf der Quaderwiese an, bevor der Werfer alle Eier in die Wanne geworfen hat, so hat er gewonnen. Ist der Werfer mit den Eiern fertig, bevor der Läufer anlangt, so hat der Werfer und seine Partei gewonnen. Der Werfer kann werfen von wo aus er will, aber um nicht zuviel Zeit zu verlieren, ist er genötigt, die entfernteren Eier aus einer ziemlichen Entfernung zu werfen. Daher fehlt er leicht, wenn er nicht einen sichern Wurf hat oder wenn der Wanneführer nicht geschickt aufhängt. Man hat schon Beispiele, daß der Läufer nach 21 Minuten (?) jauchzend über die Quadermauer hereinsprang. Diesmal siegte der Werfer, ein hiesiger Bäckergehilfe von Bonaduz, ein kleines Männlein, das aber aus einer bedeutenden Entfernung die Eier mit großer Sicherheit wie kleine Bomben gegen ihr Ziel schleuderte. Jung und alt, vornehm und gering, zerstreute sich erheitert und belustigt zu Spaziergängen und sonstiger Nachfeier des Osterfestes. Abends war dann gemeinsamer Tanz der Bäcker, Müller und Metzger im großen Kasinosaal, wozu sich die schlaun Gesellen die schönsten Mägdelein auserwählten.

(Bündner Zeitung 23. 4. 1851)

Der Ostermontag ist überall ein Tag der Freude und Belustigung, und vielerorts sind an ihm Volksspiele dieser oder jener Art üblich. So fällt in Chur auf diesen Tag das bekannte Eierwerfen, wo die Müller und Bäcker einerseits und die Metzger andererseits sich im Wurf und Schnellauf bekämpfen und dann mit klingendem Spiel zum gemeinschaftlichen Tanz ziehen. Es ist dies eine alte, gemütliche Übung in Chur. —

Über das Eierwerfen am Ostermontag sagt das «Tagblatt», es scheine dabei am gehörigen Einverständnis oder an der Leitung gefehlt zu haben, worüber der Läufer mit Recht unzufrieden sei. Hätte nach altem Brauch — fährt das Tagblatt fort — nur einer geworfen, so hätte der Metzger, der den Lauf zur «Sonne» in Masans unternommen, die Partie gewinnen müssen. Dagegen ist zu bemerken, daß allerdings ein klares Einverständnis getroffen war, welches aber der Läufer allein nicht verstanden zu haben scheint. Es war zwischen den Müllern und Bäckern einerseits und den Metzgern andererseits voraus verabredet, daß dem Werfer die Eier geboten werden sollen und er sie somit nicht selbst vom Boden aufzunehmen habe, daß dagegen der Läufer nicht nach Haldenstein, sondern bloß nach Masans zu laufen habe. Daran hielt man sich, und es hat nach altem Brauch bloß der dazu bestimmte Bäcker geworfen und nicht mehrere. Auch haben die Metzger selbst die fehlgeworfenen Eier durch andere ersetzen helfen und somit den richtigen Gang der Sache selbst beaufsichtigt. Es ist auch leicht zu begreifen, daß, wenn der Metzger nur bis Masans zu laufen hatte, man auch dem Werfer eine Erleichterung einräumen mußte. Diese bestand eben darin, daß man ihm die Eier in die Hand gab.

Benedikt Massüger

Im Auftrag der Gesellschaft:
(Bündner Zeitung 20. 4. 1854)

Triumphzug der Osterochsen

Was eine gute Ochsenatur unter sorgfältiger und reichlicher Pflege des Menschen zu werden vermag, das sollte sich am heutigen Tag offenbaren. Vormittags, zirka 10 Uhr, wurde der schon mehrmals in den hiesigen Blättern celebrierte Osterochse des Herrn Metzgermeister Strauß, ein Abkömmling einer Bündnerkuh, hier aufgezogen und gemästet, aus seiner Stallung auf dem Sand herausgeführt, reichlich und schön bekränzt und dann im Triumph in das Kaufhaus geführt und gewogen. Dieser schätzenswerte Reprä-

sentant einer tierischen Massenhaftigkeit wog mit Inbegriff seiner Unterlage und des Teppichs, worauf er während des Abwägens zu stehen geruhte, 2400 Pfund. Ein zweiter, dem Herrn Metzgermeister Bühler zugehöriger, wenn wir nicht irren, herkömmlich aus dem Kanton Bern, erreichte ein Gewicht von 2130 Pfund. Der erstere wurde sodann mit einem großen Gefolge von jung und alt zum Sternen hinabgeleitet, woselbst er die auf heute telegraphierte Ankunft von sieben Thurgauer Kollegen, Größen ähnlichen Kalibers, erwarteten, sie bewillkommen und an ihrer Spitze alsdann den feierlichen Einzug in die Stadt halten sollte.

Sie kamen zwischen 1 und 2 Uhr. Unter denselben zeichnete sich besonders eine rote GröÙe aus, die dem äußern Anschein und seiner Höhe nach unserm Landsmann den Vorzug des Gewichts streitig zu machen drohte. Doch da zeigte sich, was innere Gediegenheit vermag. Der rote Kollege wog lediglich 2080 Pfund, der kleinste dieser Ankömmlinge immerhin 1820 Pfund. Abzuziehen ist bei allen das Gewicht der besagten Unterlage von 130 Pfund, was zu tun wir unsern verehrlichen Lesern überlassen wollen.

Das waren nun allerdings respektable Gestalten, aber den Preis vor allen verdient unser Landsmann. Er schien es auch zu fühlen, denn diese lebendige Fleisch- und Fettmasse betrug sich unter seiner Bekränzung mit einer solchen Ochsenwürde und doch dabei mit einer Bescheidenheit, die ihm die Herzen aller Zuschauer gewann. Begreiflich waren der letztern nicht wenige vor- und nachmittags beisammen, und es bildete sich ein ordentlicher Menschenstrom um dieselben. Die Redaktion zog, wohlverstanden, auch mit.

(«Die Rheinquellen» 31. 3. 1858)

Heute soll große Ochsenchau sein. Das heißt, die, wie Falstaff sagt, «außer allen Schranken» fetten und großen zwei Osterochsen des Herrn Metzgermeister Strauß sollen vormittags, wahrscheinlich um 10 Uhr oder gegen Mittag, einen Triumphzug durch die Stadt halten, dann gewogen und am Tage

darauf, wie ihre letztjährigen Leidensbrüder, geschlachtet werden. Wahrlich ein trauriger Triumphzug unmittelbar vor dem Tode. Empfindsame Seelen, oh widmet denselben eine Träne der Teilnahme! Es sollen ein paar gewichtige Individualitäten sein, von vielen wird der größere auf zirka 30 Centner taxiert. So endet die GröÙe — nur mit dem Unterschied, daß nicht jede nachher aufgegessen und verwurstet wird.

(«Die Rheinquellen» 19. 4. 1859)

Das majestätische Ochsenpaar, von welchem gestern geschrieben worden, hat heute vormittag wirklich, geschmückt und bebändert, seinen letzten Triumphzug durch die Straßen von Chur gefeiert und wurde allgemein bewundert. Nach deren Ankunft beim alten Kaufhaus wurden sie dort gewogen, und es ergab sich, daß das größere, elephantenartige Exemplar 2720 Pfund, das zweite, kleinere 2330 und ein drittes, des Herrn Metzgermeister Bühler, 2080 Pfund wog. So geehrt und bewundert gingen sie dem unnachsichtigen Tod im Schlachthaus entgegen.

(«Die Rheinquellen» 20. 4. 1859)

Wie die «Eidg. Ztg.» meldet, sollen wir Churer auf Ostern einen schönen Anblick zu erwarten haben, denn die diesjährige Ausstellung von Osterochsen der hiesigen Metzgermeister dürfte selbst in Paris «Furore» machen. Herr Strauß, Metzger von Chur, kaufte dieser Tage die drei aufs höchste ausgemästeten Riesen-Ochsen der Herren Gebr. Hauser im «Hof Ragaz» um die Kleinigkeit von Fr. 4200.—. Der Elephant, der größte der drei Prachtsexemplare, wiegt 28 Zentner, die zwei andern 26 und 24 Zentner.

Heute, am 3. 4., wurden die von den Gebrüdern Hauser in Ragaz an Herrn Metzger Strauß verkauften Ochsen bekränzt und geschmückt durch die Straßen der Stadt herumgeführt, unter Zulauf einer großen Menschenmenge. Ein Ochse trug den Spruch an der Stirn:

«Ihr Churer sucht bei Metzger Strauß
Euch Euren Osterbraten aus!»

Übrigens muß, um gerecht zu sein, noch bemerkt werden, daß auch die andern Metzger wackere, fette Osterochsen haben, so die Herren Walser, Bühler und Legler.

Heute, den 4. April, hielten die Osterochsen der übrigen Metzger ihren Umzug und produzierten sich dabei 10 Stück, die auch alle beinahe auf Vollkommenheit Anspruch machen konnten. Das Publikum von Chur mag sich freuen, denn von all diesen Tieren gibt's noch manchen fetten Braten.

(«Die Rheinquellen» 6. 3. u. 3. u. 4. 4. 1860)

Maiensäßfahrt

Gestern hat unsere hiesige Stadtschuljugend einen sehr vergnüglichen Tag erlebt. Des Morgens zwischen 4 und 5 Uhr zogen alle 7 Klassen der Stadtschule, Knaben wie Mädchen, die Lehrer an ihrer Spitze, unter Sang und Klang vom Schulgebäude aus der Maiensäßhöhe zu. Das war ein Getrappel der Kleinen und ein heroisches Auftreten der Größern, das Herz voll Freude, die Kehle voll Jubel. Was die kleine, kombinierte Armee den Tag über dort oben getrieben hat, das können wir nicht sagen, denn wir konnten leider nicht dabei sein. Aber wir zweifeln nicht, daß Jokus in all seiner Pracht und Herrlichkeit unter ihnen verweilt und daß die reine Bergluft und die gewürzreiche Bergmilch und Butter ihnen weit besser als die Atmosphäre der Schulstube und die gewohnte tägliche Hauskost gemundet haben wird. Was befürchtet wurde, der drohende Regenguß, unterblieb und der bewölkte Himmel mochte im Grunde der großen Beweglichkeit dieser kleinen Nation ersprießlicher gewesen sein als die volle Sonnenwärme des Juni.

Sehr interessant war ihre Rückkunft. Eine große Menge Volkes, Väter, Mütter, Geschwister und andere erwarteten sie beim oberen Tor über der Brücke oder eilten weiter hinauf ihnen entgegen. Die Feldmusik der Kantonschüler stellte sich beim Rosenhügel auf, um den Zug zu empfangen und um an der Spitze desselben die auf der Ferse ihres Alters ihnen nachrückende Schulgeneration im wür-

digen Triumphe zum Vorhof ihrer Akademie zurückzuführen. Endlich nahte dieselbe, aber da galt das Sprichwort: «Sieht man's nicht, hört man's weit!» Das scholl wie ein tausendfacher Lerchengesang aus unbekannten Höhen, bis man auf einmal kleine Massenbewegungen und endlich die Leutchen selbst bemerkte.

Aber das war doch nicht der gleiche Zug, wie er sich am Morgen bergaufwärts bewegt hatte. — Ein kleines Heer in Laub und Blumen hineingewachsen, verwandelt in Kleidern und Zutaten, nahte daher. Da sah man Engelsköpfchen mit Alpenrosen geschmückt, die bunten Fähnchen schwingend, Girlanden und blühende Triumphbogen schwebten hoch über ihnen. Da sah man mitten im blühenden Jugendzug eisgraue Männchen mit langen weißen Bärten, aber schalkhaften Auges gravitatisch einherschreiten und die seltsamsten Attribute ihres Berufes zeigend. Kessel, Pfanne und anderes Kochgeschirr wuchs zwischen den Blumen heraus in wunderbarer Vermischung mit ernstern Insignien. Und das alles wogte daher wie aufgelöst von jedem äußern Schulzwang, gehalten und geleitet durch eigenen harmonischen Takt. War das nicht eine Fest-Erscheinung aus der glücklichen Vorzeit, herkommend aus den Olivenhainen des alten und fröhlichen Hellas?

Durch die geöffneten Gassen zwischen dichten Haufen der Zuschauer hindurch zog unter Spiel und Gesang die blühende Jugend wieder in die Stadt, auf ihren morgendlichen Abzugsort zurück, mit freudeglänzenden Gesichtern die Ihrigen suchend, die Müdigkeit weit hinter sich verbannend. Dort wurden sie von den Ihrigen empfangen und mit Freude und Liebkosungen nach Hause geleitet, alles in bestem Wohlsein, keines der Kleinen, dem beim Spielen des Tages und bei der Hin- und Rückreise auch nur der mindeste Unfall widerfahren oder das von irgend einer Übelkeit wäre heimgesucht worden. Dank sei dem braven Sinne der Lehrer, der jung und alt durch dieses freundlich-sinnige Fest der Schuljugend erfreut und so ihr genähert hat.

(«Die Rheinquellen» 5. 6. 1857)

Milchmeß in der Alp

Morgen ist das sogenannte «Meß» in der Churer Alp. Es ist dies ein Haupt- und Kapital-Jux für den Churer, den nur der zu würdigen weiß, der ihn einmal mitgemacht hat. Wer daher hoch oben, fast in den Wolken, einmal die irdische Seligkeit genießen will, der mache sich heute auf den Weg nach der Churer Alp — wir wetten, er wird dort selig, ohne zu sterben. In Meran (Maran) darf man aber im Vorbeigehen den bekannten Feenpalast nicht vergessen, denn dort hat man den ersten seligen Genuß in den Augen der schönsten aller schönen Schanfiggerinnen, und das will viel sagen.

8. 7. Das «Meß» in der Churer Alp ist scheint's auf nächsten Sonntag verschoben worden. Die Schanfiggerinnen sind, wie man sagt, mit ihrem Putz nicht so fertig geworden, um die Churer Galants gehörig empfangen zu können und haben dies scheint's noch rechtzeitig heraus telegraphieren lassen.

14. 7. Das Wetter scheint den Churer Vergnügen doch hold zu sein. Damit das gestern in der Churer Alp abgehaltene «Meß» recht zahlreich besucht und fidel begangen werden könne, haben letzten Samstag die finsternen Wolken, die Außer- und Innenwelt verdüsterten, sich ganz zurückgezogen und dem freundlichen Sonnenlicht Platz gemacht. Die schönen Schanfiggerinnen müssen letzte Woche hindurch wacker gebetet haben.

21. 7. Das «Meß» in den Alpen soll dieses Jahr ordentlich ausfallen und die Weide auch immer noch nicht übel sein, worüber man sich wegen des öftern starken Anschneiens wirklich wundern muß. Das Churer «Hauptmeß» ist vorletzten Sonntag, trotz des wieder eingetretenen schlechten Wetters, lustig begangen worden. Wohlgemut kehrte man erst Dienstagabend wieder zurück — ein Zeichen, daß die Zeit nicht zu lang geworden ist.

(«Bündner Tagblatt» 1856)

Weinberge

Man beabsichtigt, auf dem Mittenberg eine Hütte zu bauen, welche den Spaziergängern Schutz vor Regen, Wind, Sonnenschein und andern Unartigkeiten der Natur gewähren

soll. Dieses Vorhaben wird von der sogenannten Mittenbergs-Rittergesellschaft genährt und wohl auch zur Ausführung gebracht. Die löbliche Stadt Chur hat schon vor längerer Zeit zu diesem Zwecke das Bauholz unentgeltlich aus der Stadtwaldung zugesichert, und es handelt sich nur noch darum, daß die verehrlichen Ritter sich über den Plan der Gebäulichkeit einigen. Dem Unternehmen sind rascher Fortgang zum guten Gedeihen zu wünschen, da in der Tat der Mittenberg ein Ort ist, der es verdient, mit einer Hütte gekrönt zu werden.

Bei diesem Anlaß noch ein paar Worte an unsere publizistischen Kollegen und Kolleginnen. Da bereits ein guter Weg bis auf den Mittenberg führt, wie wäre es, wenn wir mit der löblichen Stadt in Unterhandlung treten würden über die Weiterführung des Weges, dem Berg entlang bis hinauf zu unsern Weinbergbesitzungen an der «roten Platte»? Wenn wir bedenken, was uns die Reparaturen an den Straßenmauern durch Scalära hinauf jährlich kosten, so würde sich die Spekulation sicherlich rechtfertigen und als rentabel herausstellen. Überdies ist die jetzige Straße durch Scalära nicht ohne Gefahr. Man erinnere sich diesfalls gefälligst an den Schimmel, der uns vor zwei Jahren zutode fiel und zwei Lägeln des besten Platta-Weines mit sich in den Abgrund riß. Auch ist den Herren so gut wie uns bekannt, daß schon öfters Frauenzimmer die Einladung zur Weinlese aus dem Grunde ausgeschlagen haben, weil ihnen der Weg zu schwindlig war. All dem wird durch ein Sträßchen vom Mittenberg weg abgeholfen und werden unsere Weinberge an Wert wesentlich gewinnen, was auch nicht zu verachten ist auf den Fall hin, daß wir oder unsere Tochtermänner je in den Fall kommen sollten, dieselben zu veräußern. Das binden wir aber dem löblichen Stadtrat nicht auf die Nase. Wir sagen einfach, wir würden im Interesse des spazierenden Publikums nicht ungeneigt sein, zur Erstellung des fraglichen Weges Hand zu bieten und auch unsererseits ein Opfer bringen.

(«Bündner Zeitung» 2. 3. 1852)

Prima Churer Haldenwein

Die Kellerei auf dem bischöflichen Hof in Chur und der neue Kostanzer daselbst scheinen nachgerade einen europäischen Ruf erlangt zu haben. Nur die wenigsten Reisenden passieren Chur, ohne diese gefeierten Hallen besucht und den duftigen Sorgenbrecher daselbst gekostet zu haben. Bringt Wein von welcher Sorte ihr wollt, aus aller Herren Länder, er hält den Vergleich mit ihm nicht aus. Das wissen wir Churer am besten, und die Fremden lernen es am Ende auch begreifen. — Da haben wir unter andern einen bekannten und feinen Weinschmecker unter uns, der jedesmal beim ersten Schoppenglas aus wahrem Pietätsgefühl den Hut vor ihm lüftet, bevor er das Glas an den Mund setzt und das lichte, weiße Weinrähmchen wegschlürft, das den Rand des Glases bekränzt und in der Mitte wie ein Nebelchen darauf herumgespenstet. Ein Herr aus Ulm, der letzthin hier war, geriet nach dem ersten Schoppen in eine solche Ekstase, daß er, als ihm der zweite Schoppen mit allen diesen Ornamenten und dem süßduftenden Aroma entgegenkam, die Arme weit öffnete und ausrief: «Ach, ich möchte ihn wirklich an mein Herz drücken!» «Da weiß ich Rat», setzte ein gewöhnliches Trinkgenie hinzu, «nehmen Sie ihn nur schnell zu sich, da drinnen ist er Ihrem Herzen ja am nächsten!» — Durchreisende von hohem Stande, Grafen und Fürsten lassen sich herab, inkognito und kognito auf die bischöfliche Anhöhe hinaufzuklimmen und diesem gemüthlichen Volksfreund ihren warmen Respekt zu bezeugen, bald mit, bald ohne Damen. Heute, und es ist Wahrheit, was wir erzählen, ließ sogar eine deutsche Prinzessin sich bei Herrn Martin melden und trat dann um die Mittagstunde, begleitet von einem achtbaren hiesigen Professor, in die zu dieser Zeit verschlossene Pforte ein, um dem blühenden Kostanzer-Jüngling einen huldvollen Blick zu schenken. Es ist ein wahrhaft republikanisches Gewächs, dieser Wein, und die, welche den Einsender dieses als Phantasten bespötn, sind innerlich selbst davon überzeugt,

aber der blasse Neid läßt sie in dieses Lob nicht miteinstimmen. Guter, freundlicher Herr Martin, wir bleiben bei unserm Satz!

(«Die Rheinquellen» 7. 9. 1858)

Crispinitag

Chur: Man gedenkt hier so eine Art von Crispiniabend zu veranstalten, wie vor Zeiten geschehen, bei welchem Anlasse es nach alter Sitte gar munter und lustig hergehen soll. Wer aber war dieser Crispinus?

Derselbe stammte von einer vornehmen römischen Familie, ward Christ, lernte aus Demut das löbliche Schuhmacherhandwerk und machte für arme Leute unentgeltlich Schuhe, was zu der unbegründeten Sage Veranlassung gab, Crispinus hätte den Reichen das Leder gestohlen, um den Armen daraus Schuhe zu machen. Crispinus bekehrte viele Leute zum Christentum und sollte des Glaubens willen, an Händen und Füßen gebunden, in geschmolzenes Blei geworfen werden. Da aber ein Tropfen solchen glühenden Bleies dem römischen Beamten ins Auge sprang, hielt man dies für ein Zeichen des Himmels, und der treue Schuhmacher Crispinus war gerettet. Später aber ließ ihn der Tyrann und Christenverfolger Maximilian enthaupten. Crispin ist seitdem heilig gesprochen worden und wurde zum Schutzpatron der Schuhmacherzunft ernannt. Dieselbe muß sich wenigstens in Chur gut unter seinem Schutze befunden haben, da sie das lustige Gesellschaftessen nach dessen Namen benannten.

(«Bündner Tagblatt» 16. 10. 1856)

Am 24. dies fand hier im «Weißen Kreuz» das bekannte *Crispini-Essen* statt, wobei es sehr heiter und vergnügt herging. Zuerst wurde natürlich tüchtig gegessen und getrunken, und der Herr Gastgeber soll sowohl in bezug auf das Essen als das Getränk seinen anerkannten Ruf gewahrt und ein neues Blatt seinem Kranze noch hinzugefügt haben. Dann wurden Toaste gehalten, gesungen und der gemüthlich-witzigen Unterhaltung sich über-

lassen. Es sollen nur gegen 60 Teilnehmer gewesen sein und diese meistens aus dem sogenannten Bürgerstande. Auch in Sachen der neuangestrebten Verfassungsrevision soll tüchtig gearbeitet worden sein.

(«Die Rheinquellen» 26. 10. 1858)

Churer Heiratsmarkt

Ein sehr beachtenswerter Gedanke wurde dieser Tage in einem öffentlichen Lokale von einem mit Töchtern gesegneten Familienvater und hiesigen Bürger geäußert, der gewiß im Interesse der leidenden Menschheit liegt und nicht nur für Churer Bürger, sondern auch für die Churer Bürgerinnen von Wichtigkeit und Vorteil ist. Es ist nämlich der echt humane Gedanke, daß die löbliche Stadt jedem Fremden, wenn man von ihm auch weder Heimat noch Vaterland kennt, das Bürgerrecht erteilen sollte, wenn er sich in das allerdings süße Ehejoch mit einer Churer Bürgerin beugt und sich unter ihren Pantoffel schmiegt! — Es zeugt dieser hochherzige Gedanke wahrlich nicht von Spießbürger- und Zopftum, sondern von einem echten freisinnigen, aufgeklärten Geiste, der mit Schiller ausrufen kann: «Seid umschlungen, Millionen, diesen Kuß der ganzen Welt!» — Wenn wir nun damit auch nicht gerade sagen wollen, es bedürfe einer Million

heiratslustiger Männer, um alle Churer Bürgerinnen unter die Haube zu bringen, so möchte man doch damit für alle sorgen! — Freilich wird es sich fragen, ob die schönen Bürgerinnen oder vielmehr die bürgerlichen Schönen damit auch einverstanden seien und ob ihr Herz auch so weit ist, wie dasjenige ihrer Väter.

Sie werden wohl über diesen Gedanken ihr mehr oder minder gebogenes Näschen rümpfen und erst recht spröde werden und sich zuletzt gar verschwören, nur einen Churer Bürger und sonst keinen Mann zu wählen. Und so würde der wohlgemeinte Gedanke geradezu das Gegenteil bewirken und hätten dabei zuletzt doch nur die ledigen Churer Bürger gewonnen, die dadurch natürlich im Werte steigen müßten. Wer weiß, ob das Ganze nicht von einem hagestolzen Ratsherren ausgeht wurde, der dadurch zu einer wackeren Frau kommen möchte! Es ist solchen Leuten schon mehr eingefallen. Obgleich Nichtbürger wünschen wir doch jedem ledigen Bürger und jeder ledigen Bürgerin eine wackere bürgerliche Eehälfte zum neuen Jahr, das nach dem alten Kalender doch erst heute beginnt. (»Die Rheinquellen» 13. 1. 1860)

NB. Als II. Folge erscheint 1980: Aus Gemeinden und Tälern.